

Sternstunden, keine Sternstunden

Europa war ein Ächzen und Stöhnen und Blüten. Über das Opium verspäteter Nationen, kluge politische Selbstlosigkeit und das Unglück bipolarer Welten.

Michael Stavaric

Ich kann mich noch gut daran erinnern, als mich eine Verlegerin darum bat, anlässlich der sogenannten EU-Osterweiterung (nun, eigentlich ja einer Westverlängerung) ein diesbezügliches Buch zu schreiben: etwas Schräges, Experimentelleres und Mutiges. Ob dies gelungen ist, weiß ich nicht, doch nahm ich das Buch anlässlich dieses Beitrages zur Hand und las darin gleich auf den ersten Seiten: „Und Europa war keine eigentliche Geschichte, vielmehr ein Ächzen und Stöhnen und Blüten (...) und im Grunde bewies das alles gar nichts, außer vielleicht, dass in nichts Demut und Erkenntnis innewohnt und keine Milde oder Aussicht auf bessere, weil friedlichere Zeiten. (...) Und wenn Europa jemals eine tatsächliche Geschichte werden soll, so ist es keine der Polen und Engländer und Franzosen und Italiener und Spanier und Portugiesen und Ungarn und Tschechen und Slowaken und Finnen und Schweden und Norweger und Luxemburger und Belgier und Niederländer und Liechtensteiner und Albaner und Serben und Kroaten und Dänen und Schweizer und Slowenen und Bulgaren und Türken und Rumänen und Litauer und Letten und Esten und Russen und Österreicher und Ukrainer und Deutschen und so weiter, sondern die Geschichte aller. (...) Und die Europäer erzählen sich schon immer gern davon, wer sie sind und was ihre Völker nicht alles waren, und sie berichtigen und begründigen und akzentuieren und betonen und formten ihren trügerischen Narrativ und strahlende Morgen und entbehrliche Übermorgen.“

Adieu, Europa-Flagge!

Was soll ich sagen, ich würde das nach wie vor unterschreiben – die Geschichte ist augenscheinlich etwas Zykisches, der Kontinent nach wie vor uneins (unfähig, ein neues Paradigma zuzulassen), die zarten und äußerst losen Bande einer europäischen Einigung (Stichwort „Vereinigte Staaten von Europa“) sind längst durchschnitten (vielleicht gab es diese allerdings auch nur in meinem Kopf), die Nationalstaatlichkeit floriert, die Hetzer folgen dieser stets auf dem Fuß, bekanntlich sind sie das Volk und ihr proklamierter Morgen wird selbstverständlich keine Sternstunde (Adieu, Europa-Flagge!) sein.

Jemand Weiser hat mir einst beigebracht, dass die Regel der klugen Politik darin liegt, Vergangenheit nicht als politische Option zu erachten, denn: Vergangenheit ist das Opium verspäteter Nationen, die auf diese Art und Weise ihre Verspätung zementieren. Die Hetzer wollen ihre eigenen (kleinen) Nationen, Egomane und Egoisten

TSCHECHISCHE REPUBLIK

haben darin Hochkonjunktur, und die vernünftigen Stimmen werden nach und nach leiser. Dabei wäre (selbst politische) Erkenntnis doch recht einfach zu haben: dass etwa der Altruismus (im Deutschen bevorzugt ich das Wort „Selbstlosigkeit“) eine klügere Form der Interessenwahrung darstellt. Allerdings, die europäischen Gesellschaften leben und denken in Schablonen, um sich in einer (durchaus) komplizierter werdenden Welt zu orientieren; es ist ihnen gewissermaßen jedes Mittel recht, um ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen, ich meine, es ist doch alles zutiefst menschlich und nachvollziehbar: Wir reduzieren Komplexitäten und verinnerlichen Polaritäten; Gott und Satan, gut und böse, Mann und Frau, links und rechts, oben und unten, Heimat und Fremde und so weiter und so fort. Geschichte und Geschichten werden dadurch fassbarer, sie bekommen eine verständlichere (dann und wann sogar moralische) Dimension.

Denkräume öffnen

Auch als Autor ist mir dieses „Strickmuster“ nicht fremd; die Erzählung, der Roman usw. changieren zwischen diesbezüglichen Polen. Mir schien es allerdings stets reizvoller, mir lieber darüber Gedanken zu machen, was Romane und Co nicht vor einem ausbreiten, was sie lediglich als Leer- und Andockstellen, als Gesten anbieten. Mich interessiert etwa seit jeher, wie man es anstellt, (Denk-)Räume (erneut) zu öffnen, in denen sich Schablonen vollkommen auflösen – nur dann können Polaritäten aufgehoben werden. Vielleicht ist es auch nur eine von vielen kleinen Wahrheiten, doch sollte sie nicht unerwähnt bleiben: In bipolaren Welten kann man nur äußerst schwer glücklich sein.

Vielleicht sind Autoren (und Politiker) insofern gut beraten, (mehr oder minder primitive) Zweiwertigkeiten ausschließlich als Ausgangs- und Diskussionspunkte zu verwenden; das sich darin manifestierende Pendel mag weiterhin kalkulierbar schwingen, doch muss die Differenz an sich etwas Lebensbejahendes, Innovatives und Selbstloses darstellen. Und um für mich ein diesbezügliches Resümee zu ziehen: Europa, zu dir hin entferne ich mich!



MICHAEL STAVARIC (44) ist ein österreichisch-tschechischer Schriftsteller und Übersetzer, der mit sieben Jahren aus der damaligen Tschechoslowakei nach Österreich kam. Er studierte an der Uni Wien Bohemistik und Publizistik und lebt in Wien. Foto: Andy Urbani

Michal Hvorecky

Seit mehr als einem Jahr kriege ich fast täglich zahlreiche extreme Hasspostings und höre die Sprüche der Ausgrenzung. Regelmäßig kursieren im Netz mit Photoshop bearbeitete Bilder, auf denen ich besonders schlecht aussehe und die selbstverständlich keinen Urheber haben, mit frei erfundenen Zitaten, Sätzen, von denen behauptet wird, dass sie von mir stammen, die ich aber natürlich nie geäußert habe. Mit großen Zähnen äußere ich mich für noch mehr Millionen Flüchtlinge, mit einem dummen Blick wünsche ich mir einen IS-Angriff auf Europa, und mit den aufgeregten Augen träume ich, dass alle meine Landsleute Schwule oder Lesben werden und wie Conchita Wurst aussehen.

Einmal habe ich versucht zu verfolgen, wie schnell und wie oft so ein Foto verbreitet wird. Es ist fast gleichzeitig auf mehr als siebzig unterschiedlichen Facebook-Profilen erschienen, meistens auf den neonazistischen Seiten, aber auch auf Webs der religiösen und nationalistischen Fanatiker. Immer wieder dieselben Hassbotschaften werden auch auf den fiktiven Profilen erfundener Personen gepostet, die für das obsessive Trolling benutzt werden.

Die Originalquelle zu entdecken war unmöglich. Mal bin ich da ein Landesverräter, dann ein Ausländer, jedenfalls ein Nichtslowake, ein Drogensüchtiger, Transgender oder Intersexueller, und am offensten – wie sonst – ein Jude. Mal behalmte mich der Mossad, ein anderes Mal die CIA, dann wieder die LGBT-Lobby oder George Soros. Auf jeden Fall verdiene ich, so meine besonders schlechten Bilder, unglaubliche Mengen an Geld als Nestbeschmutzer von Rang, ein international vernetzter Verschwörer. Mehrmals wurden gegen mich auch starke Gewaltfantasien ausgelöst.

Manchmal lachen ich und meine Ehefrau darüber, aber letztlich eher selten. Ich kann damit nicht gelassen umgehen. Oft bin ich sprachlos, und, ich gebe zu, auch beängstigt. Ich weiß, dass sich die Gegner gerade das wünschen, aber mir fehlt

Aris Fioretos

Europa eine Seele geben: So lautete die Parole, mit der einer der Väter der Europäischen Union, Jacques Delors, Anfang der 1990er-Jahre zu einer kulturellen Konsolidierung des Kontinents aufrief. Eine gemeinsame Identität müsse jenseits von Schengener Abkommen und Währungszone entwickelt werden, sonst drohen Einzelinteressen die Union zu sprengen.

Der Vorsatz war sicherlich ebenso ernst wie ehrlich gemeint. Nur waren die damit verbundenen Hoffnungen etwas naiv. Denn muss man sich nicht fragen, ob eine „Seele“ verordnet werden kann – als handelte es sich um Sparmaßnahmen oder Penicillin? Auch dürfte es erlaubt sein, darüber zu sinnieren, ob der Kontinent nur eine Seele hat oder ob er nicht eher eine Vielzahl von ihnen beherbergt. Anders gesagt: Was, wenn wir, statt von einer Seele zu sprechen, über deren „Legion“ nachdenken würden?

An einem fremden Ufer

Die Bezeichnung taucht bekanntlich in einer Szene in der Bibel auf, in der Jesus, nachdem er an einem fremden Ufer an Land gegangen ist, einem Mann begegnet, „der seine Wohnung in den Grabhöhlen“ hat. Besessen von „unreinem Geist“, schlägt dieser sich mit Steinen, schreit Tag und Nacht,

Dem Hass widersprechen

Die Populisten und Nationalisten sind so unglaublich langweilig! Slowakei zuerst. Österreich zuerst. Warum nie Europa zuerst? Über Hasspostings und Offline-Hass, eine kleine, aber klare Minderheit gegen den Rechtsextremismus und für den Traum von Europa.



Die viertürmige Burg Bratislava thront auf einem Felsen 85 Meter über dem linken Ufer der Donau. Unter den Habsburgern war die Stadt Pressburg zeitweilig Hauptstadt des Königreichs Ungarn.

vielleicht noch die lebenslange Übung in Ruhe im Fall einer Bedrohung oder medialen Manipulation. Was ist so Hassenswertes an mir? Habe ich das überhaupt schon verdient?

Ich schreibe Romane, und ein paar Bücher, die ich besonders liebe, übersetze ich aus dem Deutschen ins Slowakische, zuletzt ein Werk des österreichischen Autors Martin Pollack. Ich organisiere Lesungen und arbeite in einer Bibliothek. Ja, ich äußere mich manchmal zu öffentlichen

SLOWAKEI

Fragen der slowakischen Gesellschaft, vor allem zu Bildung und Kultur, ich stand mehrmals auf der Bühne beim Lehrstreik in Bratislava, auch bei Gay Prides oder kleinen Kundgebungen für menschliche Asylpolitik. Aber reicht das inzwischen, um ständig mit der Vertreibung aus der Heimat oder sogar mit dem Tod bedroht zu werden?

Offensichtlich ja, und zwar, weil ich einer Minderheit angehöre – einer kleinen, aber klaren Minderheit gegen den Rechts-

extremismus. Diese mir so wichtige Minderheit der Slowaken ist weltoffen und würde sich nie mit ausländerfeindlichen und antiintellektuellen Hetzern verbinden. Viele meiner Landsleute, die weiterhin eine solidarische Zivilgesellschaft verteidigen, kriegen ähnliche Hasspostings oder noch schlimmere. Der Hass ist zurzeit in der Slowakei allgegenwärtig, online sowie offline, und er brach nicht plötzlich auf, er wurde gezielt und geplant gezüchtet. Die Aggressivität bleibt hoch. Das ist bedrückend und befremdlich.

Im Netz scheint es eine drohende riesige Katastrophe zu sein, doch in der Wirklichkeit hat die Slowakei überhaupt kein Problem mit Flüchtlingen, die werden einfach nicht eingelassen, sondern ein riesiges Problem mit den eigenen Emigranten. Mehr als zweihunderttausend Slowaken verließen in letzten zehn Jahren ihre Heimat, davon Tausende Richtung Österreich. Nur 14 Ausländer erhielten im Jahr 2014 Asyl in meiner Heimat und im Jahr zuvor 15! Die Slowakei kannte über Jahrzehnte nicht den umfangreichen Zuzug aus anderen Nationen und Kulturen. Das Zusammenleben

mit Menschen mit Migrationshintergründen ist völlig unbekannt, aber trotzdem, oder gerade deswegen, werden sie gehasst – und auch alle, die sich mit ihnen solidarisieren.

Die Populisten und Nationalisten sind so unendlich langweilig! Slowakei zuerst. Österreich zuerst. Wir müssen die Sorgen der Slowaken ernst nehmen. Wir müssen die Sorgen der Österreicher ernst nehmen. Unsere wunderbare Slowakei. Unser wunderbares Österreich ... Warum nie Europa zuerst? Warum nie unser wunderbares Europa und die gemeinsamen europäischen Sorgen?

Ich will nicht zu dem werden, den die Hassenden aus mir machen wollen. Ich bin der Meinung, dass auch die Slowakei in der Flüchtlingskrise ihren Teil beitragen soll. Man kann das europäische Projekt nicht zusammenhalten, wenn jedes auch noch so kleine Land nur an sich selber denkt und die Lösung der großen Herausforderungen der Gegenwart aus nationalem Egoismus verhindert. Sonst droht uns tatsächlich der Kollaps. Aber der slowakische Premierminister, der von sich behauptet, ein Sozialdemokrat zu sein, klingt viel mehr wie Norbert Hofer als Alexander Van der Bellen. Auch wegen seiner Tiraden gegen Migranten und seiner nationalistischen Ressentiments scheut sich eine Mehrheit von meinen Mitbürgern nicht, ihre ungehemmte Feindseligkeit offen und kollektiv spazieren zu führen.

Jetzt kenne ich den Hass und kann ihm klar widersprechen. Nur mit viel Mut, mit der Suche nach Wahrheit statt Lügen-Postings und medialer Manipulation, mit Argumenten statt Parolen lässt sich der Traum von Europa noch verwirklichen.



MICHAL HVORECKY (39) ist ein slowakischer Schriftsteller und Journalist, er studierte in Nitra Kunstgeschichte und semiotisch orientierte ästhetische Theorie und lebt in Bratislava. 2012 erschien sein Roman „Tod auf der Donau“ (Klett-Cotta). Foto: M. Lipus

Denn wir sind viele

Hat Europa eine Seele? Und wenn ja, ist es eine oder sind es vielleicht doch viele Seelen? Über die Transformation vom Ich zum Wir, das doppelte Versprechen der Literatur und Differenz als europäisches Erbe.

und „selbst mit Ketten konnte ihn keiner mehr binden“.

Keine Frage, Jesus steht einem schwer zu integrierenden Menschen gegenüber. Nicht nur schwer zu bändigen, sondern auch mit den Toten verbunden, das heißt: Mit historischem Bewusstsein ausgestattet, antwortet dieser Mann auf die Aufforderung, seinen Namen zu sagen: „Legion ist mein Name, denn wir sind viele.“

Für einen Autor liegt die Vermutung nahe, dass diese seltsame Aussage auch als eine Miniatur, wenn nicht unseres Konti-

GRIECHENLAND

nents, so doch zumindest seiner Literatur gelesen werden könnte. Denn in ihrem Herzen gibt es eine merkwürdige Verrückung: Die Person, die anfangs spricht, ist nicht die, die den Satz beendet. Zwischen dem ersten und dem zweiten Satzglied verwandelt sich der Sprechende an jemandem, der „mein“ sagen kann, in jemandem, der sich „wir“ nennt. Erkennen wir in dieser Verrückung nicht genau das, was die Literatur bewirkt? Sie lädt den Leser ein, sich in jede einzelne Person zu versetzen, die im Text zur Sprache kommt. Die Lektüre eines Buches erweitert jedes Ich zum „wir“.

In dieser Verwandlung gibt es sowohl eine erschaffende als auch eine auflösende



Die Akropolis in Athen ist der Stadtgöttin Athene gewidmet und war erst Sitz der Könige, später Sitz der Götter.

Foto: Reuters / Marko Djurica



ARIS FIORETOS (56) ist ein slowakischer Schriftsteller und Übersetzer österreichisch-griechischer Herkunft. 2013 erschien „Die halbe Sonne“ (Hanser). Er übersetzte u. a. Paul Auster, Hölderlin und Nabokov. Er lebt in Stockholm und Berlin. Foto: Schleyer / Ullstein Bild / Getty

Kraft – und folglich ebenso viel Glück wie Katastrophe. Wenn die Literatur nicht bloß der Zerstreuung dienen, sondern eine eigene Erkenntnisform sein soll, begnügt sie sich nicht damit, mehr oder weniger geschickt verpackte Inhalte anzubieten, die uns ergreifen, aber nicht verändern. Vielmehr macht sie sich von Erwartungen frei, was sie ist oder sein soll, und überrascht stattdessen damit, was sie werden kann.

Ihr Versprechen ist ein doppeltes. Es lautet: Niemand, der sich mit mir identifiziert, wird allein sein. Und: Niemand, der mich aufsucht, wird mich als ein und derselbe Mensch verlassen. Ähnlich wie die Antwort des besessenen Mannes, „Legion ist mein Name, denn wir sind viele“, trägt die Literatur die Vielfalt und die Verwandlung in sich.

Vielleicht wäre es an der Zeit, solche Differenzenerfahrungen als Teil unseres europäischen Erbes zu betrachten. Was, wenn Europa keine Seele gegeben werden müsste, die der Kontinent schon in aller Fülle und Vielfalt hat? Sondern sein geheimes Name „Legion“ lautete?

Dann wäre die Union am ehesten dazu berufen, Unterschiede als etwas Verbindendes zu pflegen. Oder um es mit einem verstorbenen ungarischen Freund, Imre Kertész, zu sagen: Sie wäre die Hüterin einer Glückskatastrophe.

Dasselbe auf Englisch, bitte

Nach kurzen zwölf Jahren ist die Euphorie fast ganz verloren. Über die befreiende Wirkung schwindender Grenzen, den modernen Garten Eden und die kostbare Arbeit der Übersetzer.

Márta Nagy
Lajos Adamik

Wir

ir leben die Euphorie nie vergessen: das Glücksgefühl auf der ganzen Fahrt mit unserem österreichischen Freund nach Selmecbánya / Banská Štiavnica / Schemnitz, nur ein paar Tage nach dem EU-Beitritt Ungarns und der Slowakei; die befreiende Wirkung der schwindenden Grenzen, das Aufgelöstsein bereits in Budapest während der Beitrittsfeierlichkeiten, die fröhlichen Menschen auf der mit Gras belegten Freizeitanlage und der Wasserkaskaden in die Donau sprühenden Elisabethbrücke oder den dynamischen Kurzauftritt einer Malteser Popband namens Beangrowers, die insofern auch aus Ödenburg hätte sein können – wo man ja einst die deutschsprachigen Stadtbauern Poncichter genannt hat.

Nach kurzen zwölf Jahren ist von dieser Euphorie nicht viel geblieben. Trotz abermaliger Erweiterungsreden und weiterer Beitrittspläne kann einem derzeit eigentlich nur noch bangen um die Zukunft des fragilen Konstrukts eines vereinten Europas. Statt an diesem Konstrukt eifrig weiterzubasteln, es nach außen zum starken Schild, nach innen zu einem modernen Garten Eden formen zu wollen, sollen wir, heißt es inzwischen, unseren Blick vom sterbenden Westen abwenden und ihn besser am sagenhaften Orient orientieren.

An Ländern, deren Gebiete teils oder ganz in Asien liegen, deren Staatsoberhäupter offensichtlich nicht viel von solchen europäischen Errungenschaften wie demokratische Entscheidungsprozesse, starke Zivilgesellschaft oder Pressefreiheit halten.

Eine komische Landkarte

Bis zur Ankunft der neuen Ideologie in den breiten Massen könnte es allerdings noch etwas dauern, sind doch in den letzten Jahren mehrere Hunderttausend Ungarn, Handwerker und gut ausgebildete junge Menschen vor allem, just Richtung Westen abgewandert. Was soll also nun mit der größten dieser Expat-Gemeinden werden, sollte sich England wirklich für den Austritt entscheiden? Müssen wir uns jetzt auch noch um ihre Geschicke fürchten?

Das würde überhaupt eine komische Landkarte abgeben, die einer EU ohne die britischen Inseln, dafür vielleicht mit einem großen Fleck Asien. Brüssel würde dadurch ganz an den Westrand rücken, und die Mitte müsste man dann womöglich auf dem Balkan suchen. Bis dahin könnte es aber auch noch eine Weile dauern, und ganz diskussionsfrei, wie sich das manche vielleicht wünschen, wird das auch nicht gehen. Provozieren doch die nationalen Werbekampagnen der ungarischen Regie-

runge, im letzten Herbst gegen die Migranten, momentan gegen Brüssel und die Migrantquoten, zu den geistreichsten Gegenentwürfen. „Das wird auch von Brüssel bezahlt“, hieß eine Antwort auf den Aufruf, der derzeit landesweit auf strahlend blauen Billboards verkündet wird und dem zufolge „wir“, wer das auch immer sein mag, eine Botschaft an Brüssel richten sollen.

Der noch lakonischere Kommentar „Same in English“ wies auf den peinlichen Fehler der vom Amt des Ministerpräsidenten beauftragten Agentur hin, ein Plakat mit Informationen zu Bauarbeiten im Burgviertel mit der englischen Übersetzung der Anweisung zur Übersetzung statt mit der englischen Übersetzung des Plakattextes selbst drucken und aushängen zu lassen. Das könnte dann schon eher unsere Botschaft an Brüssel werden: dass wir uns ein Europa wünschen, wo selbst die pannonischen Handwerker so gut Englisch können, dass solche Blamagen auch noch während des Aushängens verhindert werden können.

Wein, Brot und Wissen teilen

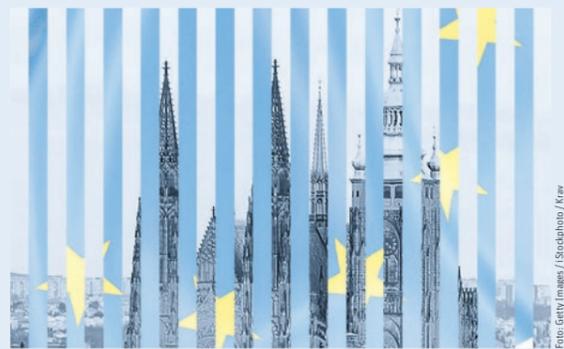
Wenn wir schon beim Thema sind: Zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd hin und her reisend, sich mal in Looren, mal in Straelen, mal in Arles, mal in Balatonfüred vereinend, ihr ganzes Leben und Können eifrig dem kulturellen Austausch, dem Stiften von Weltliteratur widmend, wochlang beharrlich nach dem richtigen Ausdruck suchend, sich dabei, da ab ovo unkorrupter, niemals um fette Gewinne kümmernd, dafür Wein und Brot wie auch ihr kostbares Wissen stets selbstlos teilend, demonstrieren ausgerechnet die Übersetzer seit Jahrzehnten, wie ein barrierefreies Europa der Kooperation und Solidarität funktionieren könnte. So manche Branche, nicht nur die der Politiker, könnte getrost von ihrem Beispiel lernen.



MÁRTA NAGY (50) ist Beauftragte für das Kulturprogramm am Goethe-Institut in Budapest. 2015 gab die Expertin für deutsche Literaturwissenschaft mit Lajos Adamik das Dossier „Das andere Ungarn“ der Zeitschrift „Literatur und Kritik“ heraus. Foto: Zoltán Kerekes



LAJOS ADAMIK (57) ist ein ungarischer Übersetzer und Schriftsteller. Er studierte Deutsch, Russisch und Sprachwissenschaft, war danach Lektor und ist seit 1995 freier Übersetzer, u. a. Mitglied im Beirat der Thomas-Bernhard-Privatstiftung. Foto: Zoltán Kerekes



Der Veitsdom in Prag war die Krönungskirche der böhmischen Könige. In der Kronkammer werden die tschechischen Insignien (Wenzelskrona) aufbewahrt.



Das ungarische Parlamentsgebäude, das sich in Budapest über 268 Meter entlang der Donau erstreckt, hat so viele Türmchen wie ein Jahr Tage – es sind 365.

Der Arme ist am Wort

Wir sind in Europa in allem und gegenüber allen hintennach. Über das verlockende Dort-draußen, den langen Schatten der Vergangenheit und die Rechnung, die immer kommt.

Hélia Correia

Das kostbarste Gut, das es in Portugal gibt, ist frei zugänglich und für alle greifbar: das Epos *Os Lusíadas*, vom Dichter Luis de Camões im sechzehnten Jahrhundert verfasst. Die lusitanische Überheblichkeit, die es inspiriert, wiegt leicht vor der Schönheit der Verse und einer renaissancehaften Helligkeit, die dem Autor durch seine Ausbildung wie durch sein Leben zuteilwurden. Seltsamerweise waren es die Deutschen, die dem Werk im 19. Jahrhundert etliche Übersetzungen gewidmet haben. Sie bewunderten die grandiose Klarheit, mit der Camões die Erinnerung und die Geschichte der Nation festgemacht hat, als wäre beides ein und dasselbe. Und wirklich, Portugal würde ohne einen solchen Text vielleicht gar nicht existieren.

Im Dritten Gesang wird das kleine Land geografisch vorgestellt: „Hier ist, fast der Scheitel des Hauptes von ganz Europa, das lusitanische Reich.“ Tatsächlich findet sich im Scherenschnitt seiner Küstenlinie die Andeutung eines Profils. Und der europäische Körper kommt, verformt, aus dieser edlen Spitze, wo das Meer beginnt und das Land endet.

Seit einiger Zeit häufen sich Schlagzeilen, denen zufolge Portugal sich „am Schwanz Europas“ befinde, als hätte es sich zwischen der Zeit, als *Os Lusíadas* geschrieben wurde und heute wie ein Tier in die Gegenrichtung gedreht. In der Tat, wir sind in Europa in allem und gegenüber allen hintennach. Noch ein wenig mehr von diesem Rückwärtsgang, und wir würden aus der Zeichnung fallen.

Dabei ist es Portugal früher schlimmer ergangen. Lange vor dem 25. April 1974 fanden wir uns nicht einmal an Europas Schwanz wieder, sondern wir waren im Untergrund. Viele flüchteten vor den unterschiedlichen Polizeinstanzen, die ständig ihre Namen änderten, aber immer gleich grausam blieben. Es flohen die Juden, die Gebildeten, die Akademiker, die Ärzte, die Wissenschaftler, die ihren rechtmäßigen Platz unter den großen Geistern Europas einnehmen durften.

Schriftsteller atmeten die frische Luft der großen romantischen, realistischen Literatur und brachten Ideen und Finesse aus dem Ausland zurück, vor allem aus Paris, wohin es die Dichter und Maler zog. Europa war das Dort-draußen, und die Bedeutung dieses Dort-draußen war allumfassend.

Dann kam die Salazar-Diktatur und trat 50 Jahre hindurch mit den Füßen alles nieder, was aufzubegehren versuchte. Es wa-

ren keine gestieften Füße, deren Getrappel man bis in die Maulwurfslöcher hinein gehört hätte, sondern der Inquisitor näherte sich diskret in Priester- oder Funktionärschücheln. Er war um das Wohlwollen der Kirche ebenso besorgt wie um den Erhalt seines Regimes, für dessen Funktionieren er keine Theorie hatte und diese auch gar nicht vermisste.

Während dieser Zeit setzte sich die heimliche Reise nach Europa fort. Die politische und intellektuelle Elite, Landwirte, die sich im Ausland als Maurer verdingten, die Deserteure des Kolonialkriegs: Der denkende Kopf, der tätige Arm, alles floss aus, so wie Blut ausfließt, ohne je in die Vene zurückzukehren. Die einen bauten im Ausland Städte, politische Träume die anderen.

Ich verschwende mehr als die Hälfte meines Platzes, um über die Vergangenheit zu reden, wenn von mir erwartet wird, über die Zukunft zu sprechen. Aber ich musste erklären, dass wir nie voll und ganz europäisch waren. Und als wir dann zu Europa gestoßen sind, und zu Recht, weil wir uns auf dessen Niveau befanden, traten wir in der Rolle der Armen auf, um die man sich finanziell zu kümmern habe.

Auf diese Art wurde ein exzellentes Projekt in einen Midasfluch verwandelt, in einen Überfluss an Gold, der die Menschen verhungern lässt. Die Rechnung ist uns präsentiert worden. Kommt sie denn nicht immer, die Rechnung, wenn alles unter dem Diktat von Schuld und Kredit geschieht?

PORTUGAL

Und die Menschen wissen, dass es immer so endet, wie es anfang. Auch Griechenland ist versklavt und geopfert worden.

Europa schafft dieses Kunststück: Es existiert noch nicht, und dennoch ist seine Existenz bedroht. Ohne die Homogenität, durch die es sich definiert, sieht es in Gefahr, was in ihm homogen ist: die Menschenrechte, die Würde und die Freiheit – auf die messianische Ankunft von Gleichheit und Brüderlichkeit warten wir ja noch.

Wir sind aus der Balance geraten und unvorbereitet für den Kampf gegen die neuen alten Feinde, jene Mörder, die göttliche Worte im Mund führen. Abstoßende Wünsche, die Vertreibung desjenigen, der unserem Klan fremd ist, steigen aus dem Reptiliengehirn bis an die Stirn und schreiben dort erneut eine primitive Brutalität fest, die, gestehen wir es uns ein, dem Erhalt der menschlichen Gattung diene: den Überlebensegoismus. Weil es das Leben ist, das körperliche wie geistige, das hier in großer Gefahr ist.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass wir alles tun können, was wir wollen: demonstrieren, reden, wählen, debattieren, den Andersartigen respektieren, Sozialleistungen etablieren, das heißt Bürger in einem vertrauenswürdigen, repräsentativen Staat sein. Wir haben zu viel gefeiert, zu viel getan.

Ist die Dienerschaft durch Missbrauch in die Salons gekommen? Man sagt, dass wir es waren, die Faulpelze, die Gierschlünde aus dem Süden, die das Projekt zum Scheitern bringen würden. Ich für meinen Teil, eine kleine Portugiesin, will als Beispiel vorgehen, und Wischmopp und Besen holen, bevor ein Flüchtling sie mir wegnimmt.

Übersetzung aus dem Portugiesischen von Angie Pieta



HÉLIA CORREIA (67) ist portugiesische Schriftstellerin, deren Werk von Romanen über Dramen bis zu Gedichten reicht. 2015 erhielt sie den Prémio Camões, den wichtigsten Literaturpreis der portugiesischsprachigen Welt. Sie lebt in Lissabon. Foto: Ekko von Schwilchow



Der 35 Meter hohe Torre de Belém in Lissabon war bis ins 19. Jahrhundert ein Gefängnis und Waffenlager.

Foto: iStock/Solheim



Valletta, die Hauptstadt Maltas, wurde 1980 als Gesamtmonument in die Liste des Unesco-Welterbes eingetragen. Ursprünglich war der offizielle Name, den der Malteserorden der Stadt gab, „Humilissima Civitas Vallettae“ – die höchst bescheidene Stadt von Valletta. Diese war durch einen ganzen Ring aus Bastionen geschützt.

Foto: Getty Images / iStock / Calagne

Der Traum von einer völlig neuen Tradition

Zusammenarbeit ist die erste Lehre, die der europäische Geist aus seiner Fähigkeit, Grenzen zu überwinden, gezogen hat. Über Europäischsein, das individuelle und das kollektive Selbst und das unvollkommene Vollkommene.

Oliver Friggieri

In der Geschichte europäischen Denkens wurde das Konzept der kontinentalen Einigung oft für eine ideale Sicht unerreichbarer Werte gehalten, die traditionell mehr Ähnlichkeit mit den grenzenlosen Träumen fehlgeleiteter Dichter und anderer Wirklichkeitsfremder Denker hatten als mit kalkulierten Maßnahmen von Volkswirten. Die Europäische Union war sowohl ein harmloses immer wiederkehrender Traum als auch ein antikes Konzept, das zu einem festen Meilenstein in der unberechenbaren Geschichte des Nachkriegseuropas geworden ist und zu einem erstaunlichen Erfolg beispiellosen Ausmaßes in jeglicher – politischer, kultureller und sozialer – Hinsicht.

Wider die Einsamkeit

Die Union als solche ist jedenfalls eine positive Entwicklung, die Zusammenarbeit unterschiedlicher Art gewährleistet und sich der Einsamkeit – in all ihren düsteren Erscheinungsformen – widersetzt. Ihre Errungenschaften sind weitreichend, alle Lebensbereiche umfassend und haben sich wiederholt als effizient genug erwiesen, sogar Drittstaaten zu beeinflussen. All das wurde durch den raschen technologischen Fortschritt stark vorangetrieben. Es gibt zahlreiche unterschiedliche positive Ergebnisse, aber eines von ihnen sticht besonders heraus: Die Europäische Union hat gezeigt, dass Demokratie in jedem Fall alleiniges Kriterium sein sollte.

Die ganze Welt wurde Zeugin davon, wie 28 unabhängige, unterschiedlich große und einflussreiche Staaten – die zwar stolz auf ihre eigene kulturelle Identität sind, doch auch dazu bereit sind, diese

mit dem Rest zu teilen – einen friedlichen Weg gewählt haben. Diese Staaten haben sich dazu entschlossen, sich mit individueller Unabhängigkeit im Rahmen eines Gemeinschaftsvertrages, dem gegenseitige Abhängigkeit zugrunde liegt, zu beschäftigen.

„Die große Kette des Europäischseins“: Diese neue multinationale „Republik“ ist offenbar nicht nur wirtschaftlicher, sondern vor allem kultureller Natur und hat es geschafft, eine Grundwahrheit ans Licht bringen: Zusammenarbeit ist die erste Lehre, die der europäische Geist aus seiner Fähigkeit, Grenzen zu überwinden und nach Einheit zu streben, gezogen hat. Wenngleich die Einigung Europas eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist, zeigt sich in den aktuellen Trends der Ge-

MALTA

schichte europäischer Kunst und Philosophie das Bedürfnis auf „das Andere“ zuzugehen, es zu entdecken und zu verstehen und eine gute Beziehung mit ihm aufzubauen.

Aus philosophischer Sicht ist die Europäische Union ein Versuch, eine funktionierende Alternative zu bieten zu der Tatsache, dass all das als „Andersartigkeit“ bezeichnet wird, was eine Bedrohung für die Sicherheit darstellt: eine Sicherheit, von der man glaubt, dass nur das eigene Selbst dafür Sorge tragen kann. Paul Ricœur fasst diesen Zugang mit der Aussage „Ich bin der Andere“ zusammen.

Das Prinzip der Europäischen Union, dass Einheit und Vielfalt zusammenpassen, einander gar bedingen, gewährleistet den Erhalt nationaler Identität und fördert zugleich kontinentale Einheit. Beide Konzep-

te werden mithilfe strenger Haushaltsplanung in praktische Projekte umgesetzt. Der lokale Tourismus hat ganz offensichtlich von diesem Zugang profitiert.

Renaissance, Aufklärung und Romantik sind in sich selbst Epochen, deren Charakter durch eine zweifache Entdeckung bestimmt wurde; die Entdeckung des eigenen individuellen Selbst und des kollektiven Selbst der gesamten Gruppe. Allmählich bedeutete Einigung, dass Natur und Kultur einander zwangsläufig ähneln. Beide müssen daher zwingend in einer Art und Weise zusammenarbeiten, durch die Individualität nur als vollkommen verstanden werden kann, sofern diese auch aus politischer Sicht als das Gesehene wird, was sie automatisch ist: unvollkommen.

Die Europäische Union hat bis heute versucht, zu beweisen, dass dieser philosophische Grundsatz richtig und von Dauer ist. Alle Mitgliedsstaaten haben ihre eigene alte Geschichte zu erzählen und tun dies durch ihre jeweiligen Kunstströmungen. Größe, Macht, geografische Lage und Klima sind jene Bestandteile, die Europa zu einem wahrhaftigen „Fest fürs Leben“ machen, zu dem Endprodukt eines langen Prozesses, der endlich bei der letzten Etappe seiner Entwicklung angelangt ist; über dieser Stufe kann es schließlich keine höhere Stufe mehr geben, da die Grundlage dieses Einsieins die Einheit durch Vielfalt und ein gemeinsames Verständnis hinsichtlich wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Kriterien ist.

Die EU misst dem Erhalt des Gleichgewichts zwischen dem individuellen und dem kollektiven Bewusstsein offenkundig eine überragende Bedeutung bei. Ihre Errungenschaften dürfen zu einem Zeitpunkt, zu dem die symbolische Vision



OLIVER FRIGGIERI (69) ist Schriftsteller und Uniprofessor, er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft und ist Direktor des Seminars für Maltesisch an der Universität von Malta. Schreibt u. a. Kurzgeschichten („Die Kinder bringt das Schiff“). Foto: Friggieri

Das Märchen von der Zukunft

Es bleibt ein fremdes Land, das Vergangene und die Zukunft. Über schweizerische EU-Skepsis, irische EU-Begeisterung und die Metamorphosen des europäischen „Körpers“.

Gabrielle Alioth

Es war einmal eine Ökonomin in der Schweiz, die versucht hat, die Zukunft Europas vorauszusagen. Das war in den frühen 1980er-Jahren, als wir uns gerade von unseren Loch- und Stechkarten verabschiedet hatten, um von jetzt an online zu arbeiten. Dieser technische Fortschritt barg das Versprechen einer Komplexität in sich, die sich außerhalb der Reichweite des menschlichen Gehirns befand. Und mit schweizerischer Sorgfalt und nichtschweizerischem Enthusiasmus machten wir uns daran, noch größere und kompliziertere Modelle zu bauen, um Nationen und Industrien in verschiedenen Gleichungen zu verknüpfen.

In unserem Innersten wussten wir, dass sowohl die Zukunft als auch die Vergangenheit für uns ein fremdes Land ist – und bleibt (siehe L. P. Hartley, *The Go-Between*). Wer in einer so egozentrischen und wohlhabenden Gesellschaft aufgewachsen ist, dem verzeiht man vielleicht den Glauben an die Zukunft als eine einzige Gerade des Fortschritts.

In den vergangenen 30 Jahren, in denen die Europäische Union neue Mitgliedsstaaten zugelassen und gleichzeitig mit der Einführung des Euro den einzigen Mechanismus abgeschafft hat, um ihre unterschiedlichen wirtschaftlichen Grundlagen zu bewältigen, bin ich selbst von einer Wirtschaftswissenschaftlerin zu einer Schrift-

IRLAND

stellerin mutiert. Anstatt die Zukunft vorauszusagen, habe ich mich dahingehend entwickelt, die Vergangenheit zu rekonstruieren. Teil meiner Mutation war es auch, von der Schweiz nach Irland zu ziehen, von einem Land, das sich – sogar in seiner Blütezeit – weigerte, der Europäischen Union beizutreten, in ein Land, das in einem EU-Beitritt den Schlüssel zu wirtschaftlichem Wohlstand und sozialem Fortschritt sah. Nirgendwo, glaube ich, könnte der Glaube an die Segnungen eines EU-Beitritts größer sein als in Irland, und nirgendwo könnte der Glaube, dass es das einzig Richtige war, der EU nicht beizutreten, stärker sein als in der Schweiz.

So gegensätzlich diese Einstellungen der beiden Länder gegenüber der Europäischen Union auch sind, so einig sind sie sich, wenn es um die Frage nach dem Austritt der Briten geht. Trotz ihres 700 Jahre alten Verlangens nach Unabhängigkeit, sehen die meisten Schweizer im Brexit einen wirtschaftlichen Selbstmord, eine Bedrohung einer weitgehenden Stabilität und auch die Bedrohung ihrer eigenen bilateralen Absprachen mit Brüssel. Noch viel näher am Sturm, fokussiert sich die Diskussion in Irland nicht nur auf eine mögliche Auflösung der EU, sondern auf die unmittelbare Gefahr einer Auflösung des Vereinigten Königreichs, konkreter auf die Auswirkungen, die das alles auf Nordirland haben könnte.

So wenig verwandt Wirtschaftssimulationen und literarische Fiktion auch immer sein mögen, sie haben ein gemeinsames Ziel: Sie kommen dort zum Einsatz, wo Wissen an seine Grenzen stößt, beide, so der Ägyptologe Antonio Loprieno, ehemaliger Rektor der Basler Universität und jetzt Präsident des österreichischen Wissenschaftsrats, vermitteln Bilder einer alternativen Wirklichkeit beim Versuch, die Grenzen zwischen Wissen und Glauben zu überschreiten; Grenzen, die, wie wir alle wissen, von zeitlichen und kulturellen Faktoren abhängig sind. Simulation und Fiktion erlauben uns, die Grenzen zwischen Faktischem und Möglichem zu hinterfragen, um unser Wissen und unseren Glauben infrage zu stellen; und beide beziehen sich natürlich auch auf vergangene Entwicklungen und Erfahrungen.

Seit Zeus – „Kaum, ja kaum kann er das Weitere noch aufschieben“, so wie der römische Dichter Ovid das in seinen *Metamorphosen* beschrieben hat – die Verkleidung eines Stiers gewählt hat, um die Königsstochter Europa über das Meer zu tragen, waren Wandlungen immer Teil der europäischen Existenz, sowohl in ihrer mythologischen als auch geografischen Dimension, wie auch in ihrer fiktionalen oder ökonomischen. In der römischen, byzantinischen und karolingischen Zeit haben Herrscher immer versucht, Europa zu erweitern und zu vereinen – ganz abgesehen von den unglückseligen Versuchen in jüngster Vergangenheit. Aber wenn wir nur genug Abstand nehmen von unseren derzeitigen Befürchtungen, dann sehen wir diesen europäischen „Körper“ in den vergangenen Jahrhunderten immerzu wachsen und wieder schrumpfen.

Deshalb ist es nicht so schwierig, die Zukunft Europas vorauszusagen. Denn Simulation und Fiktion zeigen uns, was vor uns und was hinter uns liegt. Die Gründe, nach einer Erweiterung wieder zu schrumpfen mögen zwar immer andere sein, aber wäre es kein „Brexit“, dann würde etwas anderes diese Bewegungen in Gang halten. Aber beruhigt durch keltisches Wissen, dürfen wir hoffen, dass wir uns durch die unausweichliche Wiederkehr des immer selbst trotzend nicht in Kreisen bewegen, sondern in Spiralen, wo wir zwar demselben begegnen, aber immer auf einem anderen Level. Oder wie Ovid, der ziemlich genau vor 2000 Jahren gestorben ist, schon sagt: „omnia mutantur, nihil interit“, alles wandelt sich, nichts geht unter – das ist sowohl Fluch als auch Segen für Europa.

Übersetzung aus dem Englischen von Mia Eidhluber



GABRIELLE ALIOTH (61) studierte Wirtschaftswissenschaften und Kunstgeschichte in Basel und Salzburg, seit 1984 lebt die gebürtige Schweizerin in Irland, zuerst als Journalistin und Übersetzerin, seit 1990 als freie Schriftstellerin. Foto: Silvia Wiegers



An der Südwestküste Irlands liegen die Cliffs of Moher. Die Steilküpen erstrecken sich teilweise senkrecht über einen Küstenabschnitt von mehr als acht Kilometern.

Foto: Getty Images / iStock / FrederikPhoto